

MITTEN IN BAMBERG

Wo das Weihwasser nur so spritzt



Von Katja Auer

Der Fachkräftemangel ist ein Problem, sogar in der Paradies-Vorstufe Bayern. In der Pflege sowie in so manchem Landgasthof wird der Schweinsbraten nicht mehr von einer Bedienung, sondern von einem Roboter serviert – falls es überhaupt noch was zum Essen gibt und nicht auch in der Küche das Personal fehlt. Und wer sein Bad neu fliesen möchte, der kann sich überlegen, ob er nicht einen Do-it-yourself-Kurs im Baumarkt besucht und es gleich selber versucht, weil der Fachmann erst im nächsten Jahr wieder zu kriegen ist.

Bei den Kirchen schaut es nicht besser aus, nur die Gründe für den Mangel sind dort vielfältiger. Da braucht es nicht nur eine Ausbildung, sondern auch noch eine Berufung, und die zu verspüren ist mutmaßlich schwer in Zeiten von Missbrauch und Misstrauen. Frauen dürfen bei den Katholiken nicht und wer gerne eine Familie hätte oder zumindest eine Beziehung, muss sich ebenfalls einen anderen Job suchen. Das muss einer schon wirklich wollen.

Und dann? Predigt er am Sonntag vor einer fast leeren Kirche und muss denen, die überhaupt noch kommen, erklären, warum sich der Laden gar so schwer tut mit Reformen und warum es insgesamt so aussieht, als wären die Gläubigen manchmal eher lästig als erwünscht.

Gerade erst ist all dessen offenbar der Wackersdorfer Pfarrer Christoph Melzl überdrüssig geworden, er hat den Kirchendienst quitiert und wird nun als Sozialarbeiter tätig sein, heißt es.

Aber glücklicherweise gibt es auch Pfarrer, die viel Freude haben an ihrem Beruf. Auch an den kleinen Dingen. Wie der Bamberger Pfarrer, der am Dienstag die Messe zu Maria Himmelfahrt zelebrierte. Ein paar Kirchgängerinnen hatten Kräuterbuschen gebunden, die am Ende des Gottesdienstes gesegnet wurden. Schwungvoll schritt der Geistliche durch den Mittelgang und ließ den Pinsel mit dem Weihwasser nur so über die Leute schnellen.

Ein paar bekamen die dicken Tropfen mit vollem Schwung ins Gesicht oder auch ins Genick, je nach Lafruchtung des Pfarrers, es war eine rechte – natürlich fromme – Gaudi. Für den Pfarrer offenbar auch. Als er den Pinsel wieder ins Weihwasser tauchte, flüsterte er seinem Mesner zu: „Es gibt schon Sachen, die Spaß machen.“ Na Gott sei Dank!

Datenbank soll Risiken bei Bergsport aufzeigen

Aschau – Mit einer neuen Datenbank will das Kuratorium für Alpine Sicherheit auf Unfallrisiken beim Bergsport hinweisen und damit Unfälle vermeiden helfen. Ziel sei es, den Bergsport noch sicherer zu machen, sagte Bayerns Innenminister Joachim Herrmann (CSU) am Mittwoch an der Kampenwandbahn in Aschau im Chiemgau. Er verwies auf einen jährlichen Zuschuss von 90 000 Euro für das Kuratorium. Geplant sei, diesen 2024 auf 110 000 Euro zu erhöhen.

Die neue zentrale Datenbank zeichnet im Sommer wie auch im Winter das aktuelle Unfallgeschehen in den Bergen auf, sodass zum Beispiel Unglücksschwerpunkte erkannt werden können. Sämtliche beteiligte Behörden sowie die Alpenverbände im Freistaat hätten auf die Statistik Zugriff. Die Erkenntnisse werden veröffentlicht.

„Lieber einen Unfall vermeiden als Bergsportler nach einem Unfall retten zu müssen“, sagte Herrmann zur Bedeutung der Prävention. Dann müsste auch die Bergwacht gar nicht erst ausrücken, deren Mitglieder sich bei Einsätzen unter Umständen selbst in Gefahr bringen müssten.

Alpine Outdoor-Sportler können durch vorausschauende Planung und gute Ausrüstung aber auch selbst einen Beitrag zu ihrer Sicherheit leisten: Wichtig sei, dass sie auf entsprechende Ausrüstung achten, zumal nach den Erkenntnissen des alpinen Kuratoriums immer neue und anspruchsvollere Klettersteige errichtet werden, sagte Herrmann. Viele Touren würden schwieriger, Sportler seien überfordert oder überschätzten sich. Eine gute Ausrüstung könne Abstürze verhindern, so der Minister. „Leider sind nicht alle damit ausgestattet.“ Altes oder abgenutztes Material beispielsweise müsse regelmäßig überprüft und gegebenenfalls ausgetauscht werden. Retter sähen sich oft mit purer Unvernunft konfrontiert und versuchten dennoch zu helfen, würdigte der Minister den Einsatz der Bergwacht.

Auch die steigende Zahl an E-Mountainbikes sorgt laut Herrmann für mehr Unfälle und somit für mehr Einsätze in den Bergen. Mit den elektrisch betriebenen Rädern könnten immer mehr Menschen in noch abgelegene Gebiete fahren. Hier soll die neue Datenbank ebenfalls helfen, Unfallschwerpunkte zu erkennen und dann möglicherweise zu entschärfen. Dass die komplette Flotte der Polizeihubschrauberstaffel in Bayern ersetzt wird, soll auch zur steigenden Sicherheit beitragen. **DPA**

Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Eine Zukunft für Wald und Reh

Bayerns Forste leiden stark unter Klimawandel und Wildverbiss. Am Fentberg zeigen Waldbesitzer und Jäger, wie Bäume und Tiere gleichermaßen zu ihrem Recht kommen

Von Christian Sebald

München – Der Taubenberg ist mit 896 Metern Höhe ein eher unauffälliger, lang gestreckter Buckel. Von oben freilich – zum Beispiel von seinem nordöstlichen Ausläufer, dem Fentberg, der nahe der Salzburger Autobahn und der Ortschaft Mitterdarching liegt – hat man wunderschöne Ausblicke in den Landkreis Miesbach mit seiner Haglandschaft und den alten Bauernhöfen. Dahinter erstrecken sich die Münchner Hausberge, im Osten begrenzt der Wendelstein die Gipfelkette. An anderen Stellen kann man weit nach Norden in Richtung München sehen. Die Landeshauptstadt liegt keine 40 Kilometer Luftlinie entfernt.

Das Besondere am Taubenberg sind die weitläufigen Wälder. Es sind prächtige Bergmischwälder aus Fichten, Buchen und erstaunlich vielen Tannen. Und zwar in allen Altersklassen von winzig klein bis himmelhoch. An den Nordhängen des Fentbergs liegt auf dem Waldboden ein dichter Teppich aus Tannensämlingen, wie man ihn in Bayern sonst nur selten zu Gesicht bekommt. Andersorts sind die jungen Bäume schon übermannshoch und bilden ein schier undurchdringliches Dickicht, aus dem mächtige alte Tannen und Buchen herausragen. Und immer wieder stößt man auf Ahorne, Ulmen, Wildkirschen und andere eher seltene Laubbäume.

In der Wald- und Forstszone sind die Wälder am Fentberg sehr bekannt. Immer wieder reisen Delegationen von Waldbesitzern und Förstern an und erkunden sie. Jüngst kam sogar Forstministerin Michaela Kaniber (CSU). Der Grund: Die Wälder am Fentberg werden als das Paradebeispiel für den Zukunftswald gehandelt, der Klimawandel, Stürmen sowie dem Borkenkäfer Hunderte Hektar Fichtenwald hinweggerafft. Dort sprechen Naturschützer von einem „Waldsterben 2.0“. Waldbesitzer und Förster fragen sich verzweifelt, wie sie auf den Hängen jemals wieder einen stabili-

len Wald hinkriegen sollen. Manch einer wäre seine Flächen am liebsten heute statt morgen los. Aber es ist nicht nur der Klimawandel, der den Wäldern zu schaffen macht. Vielerorts leben so viele Rehe in ihnen, dass die jungen Tannen, Buchen und andere Laubbäume in ihnen kaum hochkommen. Der Grund: Die Triebe der jungen Bäume sind Leckerbissen für die Rehe, sie fressen sie in rauen Mengen. Wenn junge Bäume über mehrere Jahre „verbissen“ werden, wie die Förster und Jäger dazu sagen, ist das Risiko groß, dass sie absterben. Die Folge: Die Mühen der Waldbesitzer um artenreiche Mischwälder sind vergebens. Es setzen sich vor allem Fichten durch, die das Wild nicht wirklich mag.

Der Wildverbiss in Bayerns Wäldern ist immens. Das zeigen die Forstlichen Gutachten der staatlichen Forstverwaltung. Sie werden alle drei Jahre anfertigt. Das aktuelle stammt von 2021. In der Hälfte der 750 Hegegemeinschaften in Bayern – das sind die Einheiten, zu denen die ungefähr 12 700 Jagdreviere im Freistaat zusammengefasst sind – ist der Verbiss so massiv, dass die Jäger dringend mehr Rehe erlegen müssten, um die Waldschäden zu senken und so den Aufbau stabiler Mischwälder zu ermöglichen.

„Eine natürliche Selektion aufgrund harter Winter findet kaum noch statt.“

Wissenschaftler sagen, dass die Reh-Bestände in den bayerischen Wäldern auf Rekordniveau sind. Die Wildbiologin und Jägerin Martina Hudler, die an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf lehrt, weist darauf, dass sich die Abschusszahlen deutschlandweit seit den Sechzigerjahren mehr als verdoppelt haben – auf mehr als 1,2 Millionen Stück. „Das wäre nicht über Jahre hinweg möglich, wenn die Bestände nicht entsprechend angestiegen wären und weiter ansteigen“, sagt sie.

Zwar kann man Rehe nicht zählen. Denn sie sind kaum voneinander unterscheidbar, außerdem leben sie sehr versteckt. Aber Experimente haben ergeben, dass Reh-Populationen meist doppelt oder sogar drei Mal so hoch sind, wie von Jägern angenommen. Hudler führt als Beleg eine Studie aus den Fünfzigerjahren auf der dänischen Halbinsel Kalø an. „Dabei wurden alle Rehe dort erlegt“, berichtet sie. „Die Strecke betrug 210 Stück. Zuvor hatte man den Bestand lediglich auf 70 geschätzt.“

Rehe sind Kulturfolger und sehr anpassungsfähig. Das Nahrungsangebot für sie ist nicht nur in den Wäldern reichlich. Sondern auch auf den Wiesen und Feldern. So liefert ihnen der Anbau von Zwischenfrüchten und Wintergetreide ganzjährig hochwertige und energiereiche Nahrung. Damit nicht genug. Viele Jäger füttern die Rehe in ihren Revieren in der kalten Jahreszeit – obwohl die Tiere Hudler zufolge meist keine wirkliche Not leiden.

Aus Hudlers Sicht profitieren Rehe wie andere Wildtiere außerdem vom Klimawandel. „Eine natürliche Selektion aufgrund harter Winter findet kaum noch statt“, sagt sie. „Die Winter werden ja immer milder und schneeärmer.“ Rehe haben hierzulande auch kaum natürliche Feinde. „Die wenigen Wölfe und Luchse haben praktisch keinen regulatorischen Einfluss auf die Population.“

Natürlich möchte man auch gerne mit dem Jägerpräsidenten und CSU-Politiker Ernst Weidenbusch über die Rehe in Bayern sprechen. Denn viele Jäger und der Bay-

ter des Chemieunternehmens Wacker in Burghausen, das ungefähr acht Prozent des bayerischen Strombedarfs verbraucht. „Wir brauchen den Industriestrompreis“, fordert Zumbusch. Und nicht nur er. Auch die Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft drängt die Politik zum Handeln.

Die seit dem russischen Überfall auf die Ukraine massiv gestiegenen Strompreise treffen energieintensive Unternehmen etwa aus der Chemie-, Glas- und Metallindustrie besonders hart, weshalb Bundeswirtschaftsminister Habeck deren Stromkosten mit einer milliardenschweren Subvention auf sechs Cent pro Kilowattstunde deckeln will – vorübergehend bis 2030, dann soll nach seinen Plänen genug günstiger Strom aus erneuerbaren Energiequellen zur Verfügung stehen. „Brückenstrompreis“ nennt Habeck seine Idee. Die Maßnahme ist heftig umstritten, sogar innerhalb der Bundesregierung. FDP-Chef und Finanzminister Christian Lindner lehnt den Vorschlag ab. Und die CSU von Markus Söder?

Bemüht sich um Klarstellung. Der Ministerpräsident sei auch weiterhin für einen Industriestrompreis, teilt ein Sprecher der Staatskanzlei mit. Doch dieser dürfe nicht nur für einige Großkonzerne gelten, sondern „zugleich für Mittelstand und Handwerk in gleicher Höhe liegen“. Außerdem müsse „die Stromsteuer als Entlastung für alle auf das europäische Mindestmaß gesenkt“ und die Netzentgelte reduziert werden. So steht es bereits in einem sogenannten Sofortprogramm von CDU und CSU, das den Industriestrompreis allerdings nicht erwünscht.

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

len Wald hinkriegen sollen. Manch einer wäre seine Flächen am liebsten heute statt morgen los.

Aber es ist nicht nur der Klimawandel, der den Wäldern zu schaffen macht. Vielerorts leben so viele Rehe in ihnen, dass die jungen Tannen, Buchen und andere Laubbäume in ihnen kaum hochkommen. Der Grund: Die Triebe der jungen Bäume sind Leckerbissen für die Rehe, sie fressen sie in rauen Mengen. Wenn junge Bäume über mehrere Jahre „verbissen“ werden, wie die Förster und Jäger dazu sagen, ist das Risiko groß, dass sie absterben. Die Folge: Die Mühen der Waldbesitzer um artenreiche Mischwälder sind vergebens. Es setzen sich vor allem Fichten durch, die das Wild nicht wirklich mag.

Der Wildverbiss in Bayerns Wäldern ist immens. Das zeigen die Forstlichen Gutachten der staatlichen Forstverwaltung. Sie werden alle drei Jahre anfertigt. Das aktuelle stammt von 2021. In der Hälfte der 750 Hegegemeinschaften in Bayern – das sind die Einheiten, zu denen die ungefähr 12 700 Jagdreviere im Freistaat zusammengefasst sind – ist der Verbiss so massiv, dass die Jäger dringend mehr Rehe erlegen müssten, um die Waldschäden zu senken und so den Aufbau stabiler Mischwälder zu ermöglichen.

„Eine natürliche Selektion aufgrund harter Winter findet kaum noch statt.“

Wissenschaftler sagen, dass die Reh-Bestände in den bayerischen Wäldern auf Rekordniveau sind. Die Wildbiologin und Jägerin Martina Hudler, die an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf lehrt, weist darauf, dass sich die Abschusszahlen deutschlandweit seit den Sechzigerjahren mehr als verdoppelt haben – auf mehr als 1,2 Millionen Stück. „Das wäre nicht über Jahre hinweg möglich, wenn die Bestände nicht entsprechend angestiegen wären und weiter ansteigen“, sagt sie.

Zwar kann man Rehe nicht zählen. Denn sie sind kaum voneinander unterscheidbar, außerdem leben sie sehr versteckt. Aber Experimente haben ergeben, dass Reh-Populationen meist doppelt oder sogar drei Mal so hoch sind, wie von Jägern angenommen. Hudler führt als Beleg eine Studie aus den Fünfzigerjahren auf der dänischen Halbinsel Kalø an. „Dabei wurden alle Rehe dort erlegt“, berichtet sie. „Die Strecke betrug 210 Stück. Zuvor hatte man den Bestand lediglich auf 70 geschätzt.“

Rehe sind Kulturfolger und sehr anpassungsfähig. Das Nahrungsangebot für sie ist nicht nur in den Wäldern reichlich. Sondern auch auf den Wiesen und Feldern. So liefert ihnen der Anbau von Zwischenfrüchten und Wintergetreide ganzjährig hochwertige und energiereiche Nahrung. Damit nicht genug. Viele Jäger füttern die Rehe in ihren Revieren in der kalten Jahreszeit – obwohl die Tiere Hudler zufolge meist keine wirkliche Not leiden.

Aus Hudlers Sicht profitieren Rehe wie andere Wildtiere außerdem vom Klimawandel. „Eine natürliche Selektion aufgrund harter Winter findet kaum noch statt“, sagt sie. „Die Winter werden ja immer milder und schneeärmer.“ Rehe haben hierzulande auch kaum natürliche Feinde. „Die wenigen Wölfe und Luchse haben praktisch keinen regulatorischen Einfluss auf die Population.“

Natürlich möchte man auch gerne mit dem Jägerpräsidenten und CSU-Politiker Ernst Weidenbusch über die Rehe in Bayern sprechen. Denn viele Jäger und der Bay-

ter des Chemieunternehmens Wacker in Burghausen, das ungefähr acht Prozent des bayerischen Strombedarfs verbraucht. „Wir brauchen den Industriestrompreis“, fordert Zumbusch. Und nicht nur er. Auch die Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft drängt die Politik zum Handeln.

Die seit dem russischen Überfall auf die Ukraine massiv gestiegenen Strompreise treffen energieintensive Unternehmen etwa aus der Chemie-, Glas- und Metallindustrie besonders hart, weshalb Bundeswirtschaftsminister Habeck deren Stromkosten mit einer milliardenschweren Subvention auf sechs Cent pro Kilowattstunde deckeln will – vorübergehend bis 2030, dann soll nach seinen Plänen genug günstiger Strom aus erneuerbaren Energiequellen zur Verfügung stehen. „Brückenstrompreis“ nennt Habeck seine Idee. Die Maßnahme ist heftig umstritten, sogar innerhalb der Bundesregierung. FDP-Chef und Finanzminister Christian Lindner lehnt den Vorschlag ab. Und die CSU von Markus Söder?

Bemüht sich um Klarstellung. Der Ministerpräsident sei auch weiterhin für einen Industriestrompreis, teilt ein Sprecher der Staatskanzlei mit. Doch dieser dürfe nicht nur für einige Großkonzerne gelten, sondern „zugleich für Mittelstand und Handwerk in gleicher Höhe liegen“. Außerdem müsse „die Stromsteuer als Entlastung für alle auf das europäische Mindestmaß gesenkt“ und die Netzentgelte reduziert werden. So steht es bereits in einem sogenannten Sofortprogramm von CDU und CSU, das den Industriestrompreis allerdings nicht erwünscht.

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA

Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (links) und Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (rechts) im Gespräch. Foto: Sven Hoppe/DPA



In vielen Wäldern Bayerns ist der Rehverbiss an den Bäumen dramatisch. Wie es anders sein könnte, ließ sich Forstministerin Michaela Kaniber (Mitte) am Fentberg erklären.

FOTOS: IMAGO, FLORIAN PEJLAK



Söder bekennt sich zum Industriestrompreis

Aus der CSU kamen zuletzt uneindeutige Signale zu Habecks Subventionsplänen. Nun lenken selbst Kritiker ein

Auch Sebastian Brehm, CSU-Bundestagsabgeordneter aus Nürnberg und Chef der bayerischen Mittelstandsunion, sieht den Industriestrompreis plötzlich gar nicht mehr so kritisch, wie das vor ein paar Tagen klang. „Wir stehen Subventionsmaßnahmen generell skeptisch gegenüber“, sagt Brehm am Mittwoch zur SZ. „Doch bevor ein heimisches Unternehmen wegen zu hoher Stromkosten ins Ausland abwandert, sollten alle Möglichkeiten genutzt werden.“ Da seien zur Not auch Subventionen wie ein Industriestrompreis in Ordnung.

Ehe man Hilfgelder verteilt, sollte erst mal die Stromsteuer gesenkt werden, fordert Brehm

Damit hat die Mittelstandsunion der CSU ihre Position innerhalb kürzester Zeit angepasst, freundlich formuliert. Anfang August sprach sich die Gruppe noch für eine klare Ablehnung des Industriestrompreises aus. „Das Papier war etwas holzschnittartig“, erklärt Brehm nun. Man wolle das Thema etwas differenzierter darstellen. Ob das auch damit zu tun habe, dass es für das Abweichen von der Linie des Partei-

chefs einen auf den Deckel gab? „Nö, überhaupt nicht“, sagt Brehm. Doch mit ihrem Regierungspartner Hubert Aiwanger von den Freien Wählern hat die CSU bei der Landtagswahl im Oktober einen direkten Konkurrenten, der kaum eine Chance auslässt, um lautstark für den Industriestrompreis zu werben. Da kann sich die CSU den Eindruck von Unentschlossenheit bei einer der wichtigsten energiepolitischen Fragen kaum leisten.

Brehm betont aber, er habe weiterhin die Sorge, dass von Habecks Plänen nur Großkonzerne profitierten, „und der Mittelstand nicht“. Deshalb fordert er in einem ersten Schritt die Absenkung der Stromsteuer auf ein europäisches Mindestmaß – und erst dann gezielte Hilfen für Unternehmen mit hohem Energieverbrauch. „Und zwar für alle“, sagt Brehm, da sei er sich mit CSU-Chef Söder einig. Dem Vorwurf, der Mittelstand werde beim Industriestrompreis vergessen, hat Wirtschaftsminister Habeck allerdings schon im Mai widersprochen. Bei 40 Prozent der Unternehmen, die von seiner Regelung profitieren würden, handle es sich um „klassischen Mittelstand“, sagte der Politiker bei einem Treffen mit Industrieverbänden.

Thomas Balbierer, Andreas Glas

erische Jagdverband (BJV) bestreiten, dass es immer mehr Rehe in den Wäldern im Freistaat leben. Vielen sind schon die aktuellen Abschusszahlen zu hoch. An Stammtischen ist bisweilen von einem „regelrechten Ausrottungsfeldzug“ die Rede.

Auch Christine Miller, die sich mit ihrem Verein „Wildes Bayern“ als Anwältin der Wildtiere in Bayern versteht und dem BJV nahe steht, sagt, dass sich die „Anzeichen für die Abnahme bei Zuwachsraten und Populationen mehren“. Für viele Populationen träfen die „typischen Alters- und Geschlechtsstrukturen“ nicht mehr zu. Außerdem fehlten immer öfter Rückzugsräume, in denen sich die Tiere sicher fühlen könnten. Aus Millers Sicht trifft auch der Klimawandel die Rehe empfindlich – vor allem in den Trockenregionen Bayerns. Ebenso „die langen Jagdzeiten und der hohe Jagddruck“. Millers Fazit: „Für mich sieht das alles zusammen eher nach schlechten Karten für die Rehe aus.“

Jägerpräsident Weidenbusch selbst reagiert nicht auf Anfragen. Man darf aber davon ausgehen, dass er Millers Sicht teilt. „Die Probleme unseres Waldes rühren nicht von den Wildtieren her“, hat Weidenbusch unlängst via Presseerklärung mitgeteilt. „Sie beruhen auf von Menschen verursachten Fehlentwicklungen.“ Der Zustand des Waldes zeige in erster Linie, „ob die forstliche Bewirtschaftung stimmt“. Weidenbusch reklamiert für sich und die Jäger, „die einzig verbliebenen Fürsprecher des Wildes“ zu sein.

Zurück zum Fentberg. Franz Lechner, Matthias Muth und Harald Loher sind die Männer, die den Zukunftswald mit seinen zigtausenden jungen Tannen und Buchen geschaffen zu haben. Lechner ist Landwirt, Waldbesitzer und Vorsitzender der örtlichen Jagdgenossenschaft. Das ist der Zusammenschluss der Waldbesitzer, denen das Jagdrecht gehört und die folglich ein Jagdrevier verpachten können. Loher ist pensionierter Förster, Muth selbständiger Landschaftsbauer. Außerdem sind Loher und Muth ebenso passionierte wie versierte Jäger.

Es keine 15 Jahre her, da war der Wald am Fentberg ein Wald wie so viele andere in Bayern. „Wir hatten viel zu viele Rehe“, sagt Jagdgenossenschafts-Chef Lechner. „In einzelnen Bereichen hatten wir einen Verbiss von 70 Prozent und mehr. Die jungen Tannen hatten keine Chance.“ Die Waldbesitzer waren sehr unzufrieden, sie forderten, dass der Jäger, dem sie das Revier verpachtet hatten, schärfer jagen solle. Der Jäger, Lechner erinnert sich genau, war ebenfalls unzufrieden. „Es gab ständig Reibereien, weil wir wollten, dass er mehr schießt.“

Der anfänglich höhere Abschuss habe den permanenten Anstieg der Rehpopulation gebrochen

2010 hatten Jäger und Jagdgenossenschaft genug voneinander, man trennte sich. Lechner wollte auf keinen Fall weitermachen wie bisher und das Revier an einen anderen Jäger verpachten. Er und seine Jagdgenossenschaft gingen einen neuen Weg: Sie bewirtschaften das Revier seither selbst, mit einem angestellten Jäger. Die „Eigenbewirtschaftung“, wie diese Form der Jagd genannt wird, hat den Vorteil für Jagdgenossenschaften, dass sie den Jägern sehr viel strengere Vorgaben machen können. Dafür fallen allerdings die Einnahmen aus der Pacht weg.

Der neue Jäger am Fentberg war erst Loher, seit bald zehn Jahren ist es Muth. Die beiden sind einander freundschaftlich verbunden und außerdem der Überzeugung, dass Jäger dafür sorgen müssen, „dass im Wald alles passt“, wie sie wie aus einem Mund sagen. Die Konsequenz: Sie schossen deutlich mehr Rehe als ihr Vorgänger – aber nur in den ersten drei Jahren. „Das hat voll durchgeschlagen“, sagt Lechner. „Damit haben sich das permanente Ansteigen der Rehpopulation gebrochen.“

Schon 2014 haben Loher und Muth wie der weniger Rehe erlegt, in den Jahren danach haben sie die Abschüsse weiter zurückgefahren. Inzwischen schießen sie gerade mal 25 Rehe im Jahr. Das sind ungefähr halb so viele, wie der Vorgänger von Loher und Muth zuletzt erlegt hat. „Aber jetzt stimmt halt der Wald, vor allem die jungen Tannen kommen in Massen auf“, sagt Lechner. „Unser Wald und die Rehe sind in einem stabilen Gleichgewicht.“